

„Il faut d’abord durer“. Zunächst einmal muß man durchhalten, das war Ernest Hemingways Leitspruch – die Wirkung, die Gerechtigkeit kommen mit der Zeit. Zwar stahl sich der amerikanische Schriftsteller mittels eines Gewehrschusses davon, aber er hatte lange genug gedauert, um sein Werk zu schaffen und vom Weltruhm zu kosten.

Ein anderer vieles versprechender Schriftsteller hat leider nicht so lange durchgehalten. Klaus Mann, der verzweifelt und lebensmüde 42-jährig im Mai 1949 in einem Hotel in Cannes dank einer Überdosis Tabletten für immer die Augen schloß, war es letzten Endes egal, welche Lücke er reißen würde, wahrscheinlich ahnte er es nicht. Uns kann es mehr als 60 Jahre danach bewußt werden, wenn wir sein zu früh abgebrochenes Leben und sein Werk Revue passieren lassen oder wenn wir uns kurz ausmalen, er hätte dasselbe biblische Alter erreicht wie sein Vater.

Warum das nicht hat sein können, darüber kann man nicht ohne Bitterkeit nachdenken. Anlaß dazu gibt jetzt der Band „Lieber und verehrter Onkel Heinrich“ aus dem Rowohlt-Verlag, herausgegeben von Inge Jens und Uwe Naumann.

Er versucht, anhand des Briefwechsels zwischen Klaus und Heinrich Mann, der Texte, die sie übereinander verfaßt haben und eines Nachworts, Klaus Mann als literarischen Schüler seines Onkels mehr als seines Vaters zu zeigen und beweist vor allem, was der Interessierte im Grunde schon wußte:

Zunächst, welche ein wundervolles Deutsch Heinrich Mann schrieb, selbst und gerade dort, wo man es nicht mehr verstehen kann, wie in dem fragmentarischen Nachruf auf Klaus, einem der letzten Texte, an dem er arbeitete und in dem die Ellipsen, Andeutungen, grammatischen WurmLöcher seines auf französischen Satzkonstruktionen basierenden Spätstils so atemberaubend wie undurchsichtig sind.

Und dann, welche manische Produktivität, welche unermüdliche publizistische, literarische und soziale Aktivität der Klaus Mann der Exiljahre entfaltete und seinen Depressionen, seiner kläglichen Finanzlage und seiner ungewissen Zukunft abrang. Und wie menschlich, klug, witzig, geistvoll er bei alledem war, welche Menschen er kennenlernte, wie sicher sein kritisches Auge, wie scharfsichtig und prophetisch sein Blick auf die Literatur war und wie bestimmt und exakt (bei allem Fatalismus und aller Verbitterung) sein politischer Kompaß sich eintarierte.

Es existieren vierlei Quellen über die letzten Jahre im Leben des Klaus Mann, über seine schockierte Reaktion auf die Wiederbegegnung mit dem Deutschland der zerstörten Städte und zerstörten Seelen von 1945, über die Tatsache, daß er nirgendwo mehr ein Buch veröffentlicht bekam, über seinen Zwiespalt im kalten Krieg, ähnlich dem von Jan Masaryk,

dessen Selbstmord er mit den Worten kommentierte: „Es gibt Probleme, über denen nur der nicht den Verstand verliert, der keinen hat.“ Über seine zunehmende Vereinsamung, seine Heimatlosigkeit, seinen Kampf gegen die Drogensucht, seinen schließlichen Selbstmord. Zu sagen, es hätte realistische Chancen gegeben, daß Klaus Mann weiterlebte, Hoffnungen, Lichtblicke, Aussichten, wäre naiv.

Und dennoch. Es wäre zu schön gewesen. Mit Christa Wolf zu sprechen: Erwünschte Legende.

Stellen wir uns also vor: den 50 jährigen Klaus Mann, und lassen alle Qualitäten, die sich in der Wirklichkeit fatal auswirkten – seinen Kosmopolitismus, seinen hart erkämpften Antitotalitarismus, seinen unbürgerlichen Lebenswandel, in unserer kleinen Utopie produktiv werden.

Zunächst: Wo würde er leben? Gewiß nicht in München. Überhaupt ist Deutschland zu dieser Zeit kaum vorstellbar. Die Bonner Republik als Lebensmittelpunkt wäre gar zu piefig für ihn gewesen. Ein Jahr nach dem Tod seines Vaters wäre er auch nicht nach Kilchberg zu Mutter und Schwester übergesiedelt. Ich nehme an, daß ihm im Eisenhower-Amerika auch das Hotel Bedford in New York keine Heimstatt mehr gewesen wäre. Bringen wir ihn also nach Paris. Er hat eine Rede bei Gides Totenfeier gehalten, vielleicht ist er befreundet mit Camus, das würde passen. Denn klar ist, daß Klaus Mann weder ein Parteigänger der westdeutschen Restauration, noch auch einer des DDR-Kommunismus ist. Er hätte bis zum Aufstand von 1953 zusammen mit Johannes R. Becher um eine gesamtdeutsche Literatur gerungen, es sich aber jetzt, im Jahr seines 50sten, mit seinem Protest gegen den Einmarsch der Russen in Ungarn endgültig mit den Kommunisten verdorben.

Was schreibt er? Der Roman „The Last Day“, an dem er zum Zeitpunkt seines realen Todes arbeitete, ist erschienen. Nur wo? Welcher Verleger rettet in unserer Utopie die Exilliteratur? Ich will nicht, daß Klaus Mann den Weg Gregor von Rezzoris zum Film und in die Illustrierten geht. Obwohl es so unwahrscheinlich nicht gewesen wäre. Vielleicht ist es ja ausgerechnet und ironischerweise Gottfried Benns großes Mea Culpa ihm gegenüber mitsamt der Verneigung vor Klaus Manns überlegenem politischem Blick, das ihm wieder die Türen deutscher Verlage öffnet.

Im Übrigen sehe ich ihn in seinen Reifejahren eher in die Rolle des Memorialisten in der französischen Tradition eines Saint Simon hineinwachsen – ein Sittenschilderer der Epoche, die sich in seinen immer neuen biografischen Häutungen spiegelt.

Hätte ihn die Gruppe 47 einmal eingeladen? Wie sie einmal – nur einmal – seinen Freund Hermann Kesten einlud. Wie hätte sich der homosexuelle Kosmopolit im Kreise der zutiefst

kleinbürgerlichen Obergefreiten um Hans-Werner Richter gemacht und gefühlt? Stellen wir uns vor, sie hätten ihn in dem Jahr geladen, in dem auch Paul Celan las. Und als die Gruppe sich dem Lyriker gegenüber ihren antisemitischen Ausbruch leistete, hat Klaus Mann sie zusammengefaltet. Wie schade, daß es keine Tondokumente darüber gibt!

An den Ostermärschen hätte er teilgenommen, einen wortmächtigeren Streiter gegen den Atomkrieg und die Wiederbewaffnung der Deutschen hätte es kaum gegeben. Was wäre sein Organ gewesen? Damals wohl doch am ehesten die NZZ.

Sein sechzigster Geburtstag wäre wohl von Seiten der deutschen intellektuellen Szene der Moment für erste Verneigungen gewesen. Mit ihm hätte er auch den alten Freund/Feind Gründgens überlebt gehabt, wobei ich durchaus Chancen eines späten Versöhnungstheaters zwischen den ehemaligen Schwagern sehe. Der Mauerbau 1961 hätte ihn auf den Barrikaden gefunden, aber ich fürchte, zu einer Verbrüderung mit dem Springer-Konzern wäre es dennoch nicht gekommen. Klaus Mann, den ich mir nun vorstelle wie Dominique Fernandez, einen souverän seine Homosexualität lebenden Weltbürger-Bohemien, hätte zuwenig Affinitäten zur Politik der Bildzeitung gegenüber den nun beginnenden und demnächst 1968 kulminierenden Jugendunruhen gehabt.

Im Mai 1968 wäre Klaus aber dennoch weder in Berlin, noch in Frankfurt gewesen (denn dort war schon Theodor Adorno, der mit einer Denunziation über dessen Homosexualität bereits die Berufung von Bruder Golo an die dortige Uni hintertrieben hatte), sondern in Prag. Und ich gehe davon aus, daß er jedem deutschen Intellektuellen die Leviten gelesen hätte, der nach der Niederschlagung des Prager Frühlings noch immer seinen sozialistischen Traum weitergeträumt hätte – also so ziemlich jedem.

Damit er in diesem Klima atmen, leben und genießen konnte, muß ich ihn Mitte der Sechziger wohl doch noch immer in Paris verorten, wo zwar auch nicht alles mit demokratischen Dingen vor sich ging, aber wo ein Mann seines Zuschnitts sich damals freier entfalten konnte. Schließlich hielt unser utopischer Klaus mit seinen Vorlieben nicht hinter dem Berg, und wollte weder so verdruckst schwul sein wie sein Bruder Golo, noch sich in die Albaner Berge bei Rom flüchten müssen wie Hans-Werner Henze.

Und hätte er nicht vielleicht eine Ikone der Hippies, der Peace & Love-Bewegung werden können? Der alte weitgereiste Opiumesser und Morphinist, der die Drogenparadiese, die die Jungen entdeckten, alle schon durchschritten hatte – und auch in der aufkommenden Gender-Diskussion hätte ein Leben wie das seine, bohemehaft, soigniert, lässig unbürgerlich, das Zeug zum Kult gehabt.

Vielleicht hätte sich angesichts dieses Franz-Hessel-haften linken Flaneurs ja auch der Lederjacken-und dreckige Fingernägel-Machismo der jungen Straßenkämpfer der APO-Generation, all der Baaders und Fischers, ein wenig zur lächerlichen Kenntlichkeit entblößt, anstatt angesichts der Spießerrepublik so revolutionär zu erscheinen

Der 70 jährige - Objekt nun der ersten großen Biografien zu Lebzeiten – wie und wo lebt er, was veröffentlicht er? Keine Romane, oder doch vielleicht den geplanten über seinen Vater und seinen Onkel und deren diametral entgegengesetzte sexuelle Orientierung – der eine Thomas Mann-Renaissance einläutet (die 1976, wir erinnern uns, in Wirklichkeit noch nicht begonnen hatte). Einen Sammelband mit seinen großen Reden. Hat er den Büchner-Preis bekommen? Hat er ihn abgelehnt? Ein Chevalier des Arts et des Lettres ist er längst. Ist er zusammen mit seinem alten Freund und Gegner Sartre nach Stammheim gefahren?

Aber gäbe es Stammheim überhaupt und den deutschen Herbst, wenn er zwanzig Jahre lang die deutsche intellektuelle Debatte mitbestimmt, mitgeformt hätte?

Hier wird unsere Utopie heikel. Wieviel hätte die Spur eines Einzelnen verändern können an den Zeitläuften? Heißt es nicht, aller Wahrscheinlichkeit die Gelenke auszukugeln, wenn man sich vorstellt, gerade der verzweifelte Klaus Mann, der schon 1948 nur in einem Massenselbstmord aller Intellektuellen ein Fanal gegen die Weltkatastrophen sah, hätte à la longue die moralische Kraft und Überzeugungsgewalt entwickelt, dieser Republik ein anderes intellektuelles Gesicht zu geben? Wahrscheinlich heißt es das.

Aber mit 70 ist er nun zu alt, sich nur wegen der enormen Dummheit der Welt umzubringen. Lieber zieht er stattdessen für ein Jahr nach San Francisco und genießt die bunte Freiheit der emanzipierten Schwulenbewegung. „Klaus Mann, the greatest living gay man of letters“.

Partykumpel Warhols, Freund von Paul Bowles.

Weißhaarig, schlank noch immer, noch immer die Zigarette im Mundwinkel, begleitet ganz offen von einem jungen farbigen oder maghrebinischen Freund, einem Lyriker oder Schauspieler, bei Wolfgang Menge und Marianne Koch in der Talkshow 3 nach 9, die einzige deutsche TV-Sendung damals, die sich traut, ihn zur besten Sendezeit zu empfangen. Für Fritz J. Raddatz wäre er ein Gott gewesen, dem er die „Zeit“ zu Füßen gelegt hätte.

Und dann, kurzer Tusch, erreicht er dasselbe biblische Alter wie sein Vater. Wer hätte es geglaubt? Er selbst am wenigsten. Und wird sogar noch ein wenig älter.

Am 18. November 1989 feiert er seinen 83. Geburtstag. Und findet sich, gegen Ende seines Lebens, gänzlich unerwartet, plötzlich neben Günter Grass wieder. Denn der 9. November, Rostropowitschs Cello an der zerbrechenden Mauer, das war ein heiliger Moment. Aber jetzt? Ein wiedervereinigtes Deutschland? „Geht dann die ganze Scheiße nicht wieder von vorn

los?“ fragt er und bildet mit Grass das warnende Duo vor erneuerter deutscher Großmannssucht. Da bricht ein letztes Mal der Emigrant durch, der aus seiner Heimat Vertriebene, den seine Landsleute und Kollegen an den Henker geliefert hätten, wären sie seiner 1933 habhaft geworden, und der 1945 nach dem Besuch in den Ruinen den Vater warnte: „Diese beklagenswerte, schreckliche Nation wird Generationen lang moralisch verkrüppelt, verstümmelt bleiben.“

Wäre es so gewesen? Oder hätte er sich distanziert gefreut? Oder wäre ihm das Einzelschicksal seines Herkunftslandes, in dem er dann doch nie wieder seinen Wohnsitz genommen hat, längst zweitrangig gewesen? Und was er gesagt hätte, wäre es gehört worden, wäre es beherzigt worden in diesem anderen Deutschland, das es nie gegeben hat, weil es ihn nicht mehr gab, Klaus Mann, seit dem 21. Mai 1949.